

Renate

Autor(en): **Storm, Theodor**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **9 (1919)**

Heft 32

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640864>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 32, IX. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

9. August 1919

Die Nachtigall.

Von Theodor Storm.

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen;
Da sind von ihrem süßen Schall,
Da sind in Hall und Widerhall
Die Rosen aufgesprungen.

Sie war doch sonst ein wildes Kind;
Nun geht sie tief in Sinnen,
Trägt in der Hand den Sommerhut
Und duldet still der Sonne Glut,
Und weiß nicht, was beginnen.

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen;
Da sind von ihrem süßen Schall,
Da sind in Hall und Widerhall
Die Rosen aufgesprungen.

Kenate.

Von Theodor Storm.

In einiger Entfernung von meiner Vaterstadt, doch so, daß es für Luftfahrten dahin nicht zu weit ist, liegt das Dorf Schwabstedt, welcher Name nach einigen Chronisten so viel heißen soll: Suavestätte, d. i. lieblicher Ort. Hoch oberhalb des weiten wiesenreichen Treenetales, durch welches sich der Fluß in schönen Krümmungen windet, ist der alte Kirchspielskrug, dessen Wirt bis zu der neuesten, alle Traditionen aufhebenden Zeit immer Peter Behrens hieß und wo „Mutter Behrens“, je nach den Geschlechtern eine andere, aber immer eine saubere, sei es junge oder alte Frau, als eine wahre Mutter für die Leibesnotdurft ihrer Gäste sorgte. Die lange Lindenlaube mit dem „Schloßweiß“ gedeckten Kaffeetisch darunter, die steile granitene Treppe, die unter den alten Silberpappeln zum Fluß hinabführte, die Kahnfahrten zwischen den schwimmenden Teichrosen, diese Dinge werden bei vielen älteren Leuten ein hübsches Abseits ihres Jugendparadieses bilden.

Und Schwabstedt bot noch anderes für die jugendliche Phantasie; denn Sage und halberlöschene Geschichten flechten ihren dunklen Efeu um diesen Ort. Freilich, wenn man sichtbare Spuren aufsuchen wollte, so mußte man genügsam sein: wo einst ostent dem Dorfe ein Hafen der gefürchteten Vitalienbrüder gewesen sein sollte, sah man jetzt nur aus

dem Flußthal eine Schlucht ins Land hinein; von dem festen Hause der schleswigschen Bischöfe, welches sich einst oberhalb des Flusses hart am Dorf erhob, war nichts mehr übrig als die Vertiefungen der Burggräben und karge Mauerreste, die hie und da aus dem Rasen hervorsahen; wenn man nicht etwa die Zähne von Wildschweinen hinzurechnen will, deren wir Knaben einmal eine Menge unter der Grasnarbe hervorwühlten, so daß wir das Zeugnis des großen Wild- und Waldreichtums, der einst hier geherrscht haben sollte, leibhaftig in den Händen hielten.

Aber noch mehr als durch diese Vertlichkeiten wurde meine Neugier durch ein sichtlich dem Verfall preisgegebenes Gehöft erregt, das seitwärts von der Bischofshöhe lag, fast versteckt unter uralten hohen Eichenbäumen. Das Haus, das schon durch seine zwei Stodwerke sich von den übrigen Bauernhäusern unterschied, gewann allmählich eine geheimnisvolle Anziehungskraft für mich, aber die Blödigkeit der Jugend hinderte mich, näher heranzugehen. Ich möchte schon ein hochaufgeschossener Junge sein, als ich dieses Wagstück ausführte; ich entsinne mich dessen noch mit allen Umständen.

Während ich zögernd auf der einsamen Hofstätte umherging und bald auf die blinden Fenster des Hauses blickte, bald hinauf in das Gezweig der alten Bäume, wo ein paar

Elstern aus ihrem Neste schrien, kam ein altes Weib um die Ecke, die von dem herabgefallenen Astholz in ihre Schürze sammelte. Als ich ihr unter den groben Strohhut guckte, erkannte ich das braune scharfe Gesicht der allbekanntesten „Mutter Pottsack“, welche je nach der Jahreszeit mit Maililien und Waldmeisterkränzen oder Nüssen und Moosbeeren in der Stadt hausieren ging.

„Mutter Pottsack!“ rief ich, „wohnt Sie hier in dem großen Hause?“

„Je, junge Herr,“ erwiderte in ihrem Platt die Alte; „id hol de Kram hier man wat uprecht!“

Und auf weitere Fragen erfuhr ich, daß einst ein großes Bauerngut bei diesem Hause gewesen, daß aber schon vor hundert Jahren das Land davongekommen sei und in nächster Zeit auch der Hof — denn so werde das Haus noch jetzt genannt — auf Abbruch verkauft und die Bäume niedergeschlagen werden sollten.

Mich dauerten die armen Elstern, die droben so mühsam sich ihr Nest gebaut hatten; dann aber fragte ich: „Und vor hundert Jahren, wer hat denn damals hier gewohnt?“

„Dotomal?“ rief die Alte und stemmte die freie Hand in ihre Seite. „Dotomal hätt de Hex hier wohnt!“

„De Hex?“ wiederholte ich. „Hat's denn Hexen hier bei Euch gegeben?“

Die Alte winkte mit der Hand. „Oha! Lat de Herr dat man betämen!“ womit sie sagen wollte, ich solle das nur sachte angehen lassen, es sei damit auch heut' noch nicht geheuer.

Als ich frug, ob jene Hexe denn verbrannt sei, schüttelte sie heftig ihren alten Kopf. „Oha, oha!“ rief sie wieder und gab dann zu verstehen, der Amtmann und der Landvogt hätten nur nicht heran wollen; denn — na, ich verstehe wohl —; und nun machte sie unter bedeutsamem Kopfnicken die Gebärde des Geldzählens. Die Zerstückelung des Gutes sei nämlich erst nach dem Tode der Hexe vor sich gegangen, sie selber habe noch ihre Wirtschaft streng betrieben und sei eine gewaltige Bäuerin gewesen.

Was diese Hexe denn aber eigentlich gehext habe, davon schien Mutter Pottsack nichts zu wissen. „Düwelswart, Herr!“ sagte sie. „Wat so'n Slag bedriwt!“ Soviel jedoch sei sicher: Sonntags, wenn andere Christenmenschen in der Kirche gesessen hätten, um Gottes Wort zu hören, dann habe sie sich auf ein Pferd gesetzt und sei nach Norden zu in Heide und Moor hinausgeritten; was sie dort betrieben habe, davon sei wohl übel Nachricht einzuholen. Plötzlich aber habe dieses aufgehört, und seitdem habe sie Sonntags ihr großes düsteres Zimmer nicht mehr verlassen; noch Mutter Pottsacks Urgroßmutter habe das blasse Gesicht mit den großen brennenden Augen hinter den kleinen Fenster Scheiben sitzen sehen.

Mehr vermochte ich von der Alten nicht herauszubringen.

„Und war das Pferd, worauf sie ritt, denn schwarz?“ fragte ich endlich, um mein schnell geschaffenes Phantasiebild doch in etwas zu vervollständigen.

„Swart?“ schrie Mutter Pottsack, wie entrüstet über eine so überflüssige Frage. „Gnidderewart! Da mag de Herr wull löwen (glauben)!“

Noch lange mußte ich an die Schwabstedter Hexe denken; auch tat ich nach verschiedenen Seiten hin noch manche Fragen nach ihrem näheren Geschick; allein was Mutter Pottsack nicht erzählt hatte, das konnten auch andere nicht erzählen. Mir ahnte freilich nicht, daß ich die Antwort in nächster Nähe, daß ich sie auf dem Boden meines elterlichen Hauses hätte suchen sollen.

Viele Jahre nachher, da ich diese Dinge längst vergessen hatte, sah ich vor einer dort beiseitegestellten Schatulle aus meines Großvaters Hausrat und frante in ihren Schubfächern nach dessen Bräutigamsbriefen an meine Großmutter. Bei dieser Gelegenheit fiel mir ein Heft in augenscheinlich noch viel älterer Schrift in die Hände, welches ich, nachdem später noch ein demnächst zu erwähnender Fund hinzugekommen, nunmehr in Nachstehendem mitteile.

An der Schreib- und Vortragsweise habe ich so viel geändert, als zur lebendigeren Darstellung des Inhalts nötig erschien; an einzelnen Stellen für manche Leser vielleicht kaum genug; an dem Inhalte selbst ist nicht von mir gerührt worden.

Und somit möge der Schreiber jenes alten Auffages selbst das Wort nehmen.

* * *

1700. Um diese Zeit war mein lieber, nun in Gott ruhender Vater Kapellan oder Diakonus im Dorfe Schwefen, allwo er seine dürftige Einkünfte, als mehrenteils an Butter, Korn und Fleisch, von Haus zu Hause einsammeln und überdies zu seinem Predigtamt auch noch die Schule halten mußte. Da aber meine lieben Eltern sich alles an ihrem Munde absparten und andererseits wohlgesinnte Leute mir mittags einen Platz an ihrem Tische gönneten, so kam ich auf die Lateinische Schule zu Hufum, welcher derzeit der treffliche Nikolaus Rudlof als Rektor vorstand, und hatte bei einer frommen Schneiderswitwen mein Quartier. War auch mit Gotteshilfe schon in die Sekunda aufgerückt, als mir eine Leibesgefahr widerfuhr, welche gar leicht allen Studien eine plötzliche Endschafft hätte bereiten können.

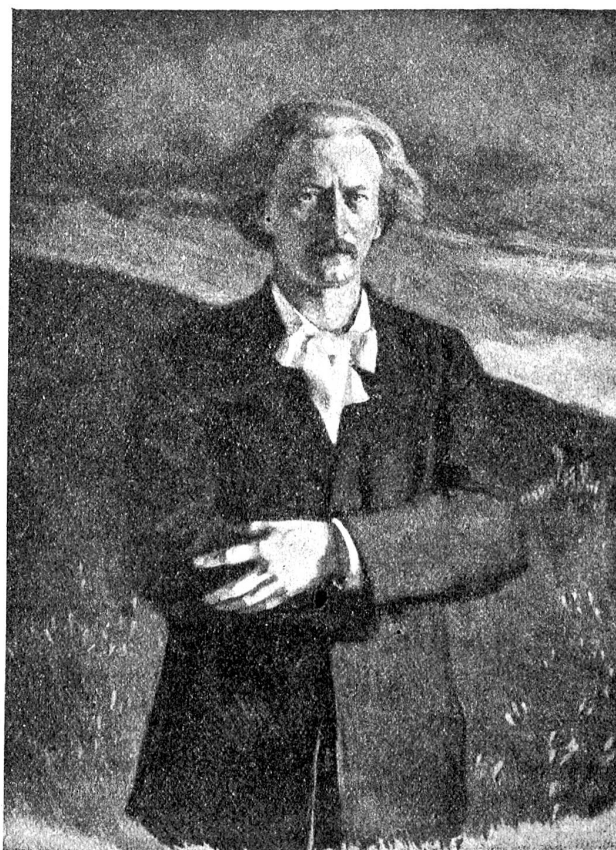
So war es am Nachmittage letzten Sonntages Octobris, daß ich nach der gewöhnlichen Sonnabendseinkkehr unter mein elterlich Dach von unserm Dorfe wieder nach der Stadt zurückwanderte! Ich hatte mich jedoch zuvor schon müd' gelaufen; denn da die Gemeinde einen Schweinehirten, wie mein Vater selig zu sagen pflegte, einen Gergefener, in den letzten Jahren nicht mehr dulden wollten, so waren unsere Ferkel von dem grünen Weideplane äußerst des Dorfes ausgerissen, also daß wir an diesem letzten heißen Tage des Jahres eine gar tolle Jagd hatten anstellen müssen. Schritt aber desunerachtet auch igt, da es über solchem Beginnen spät geworden und schon die sinkende Sonne einen roten Dunst über die Heide warf, mit eilenden Schritten fürbab; streifete nämlich nach dem erst jüngst verglichenen Kriege mit dem Könige von Dänemark allerlei loses Volk umher und verübte Raub und Einbruch; auch sollten drüben nach dem Holze zu, wo die alten Weiber die Moosbeeren holen, in voriger Nacht die Irwisch gar arg getanzet haben, dessen Anblick in alle Wege besser zu umgehen.

Da ich endlich in die Stadt und nach dem Markt hinunterkam, stunden schon die Giebel der Häuser dunkel gegen den Abendhimmel, und war ob des Sonntages eine große

Stille auf der Gassen; nur aus der alten Kirche hinter den Lindenbäumen tönete ein sanftes Orgelspiel.

Ich wußte wohl, es sei der Organist Georg Bruhn, des noch berühmteren Nikolaus Bruhn Bruder und Sußjessor, der es liebte, in den Schlummerstunden nur für sich und seinen Gott seine meisterliche Kunst zu üben; und da ich inward, daß die Kirchthür unter den sogenannten Mutterlinden offenkund, so ging ich hinein und setzte mich in der Nordseite still in eines der alten Mönchgestühlte. Es war aber, wenngleich die Bäume draußen schon die meisten Blätter abgeworfen hatten, hier innen eine Dämmerung, daß ich die Bilder und Figuren an den Epitaphien, so diese gewaltige Kirche zieren, nur kaum erkennen mochte. Gleichwohl spielte da droben der unvergleichliche Meister noch immerzu; und wie ich so in meiner Ecke saß, ganz allein hier unten, und von dem Dunkel immer mehr umhüllet ward, in das hinein die lieblichen Tongänge der Flöten und Oboen gleich sanften Lichtern spielten, da war mir, als wenn die beiden Engel drüben von dem Kreuzifix des Altarbildes zu mir herabflögen und mich mit ihren goldenen Flügeln deckten. Wie lange ich in solcher Gut geruhet, ist mir unbewußt; schreckte aber icht davon empor, daß der Schlag der Turmuhr dröhnend in den weiten Raum hinunterhallte. Durch die nahezu kahlen Bäume schien der Mond in die hohen Fenster; insonders war das mächtige Reiterstandbild des St. Jürgen mit dem Drachen, so eigentlich dem Gasthaus angehörte, zurzeit aber hier neben dem Altar aufgestellt war, in einer so hellen Beleuchtung, daß ich das grimme Antlitz des Ritters und unter den Hufen des bäumenden Hengstes gleicherweise den aufgesperrten Schlund des Drachen von meinem Sitze aus gar wohl erkennen mochte.

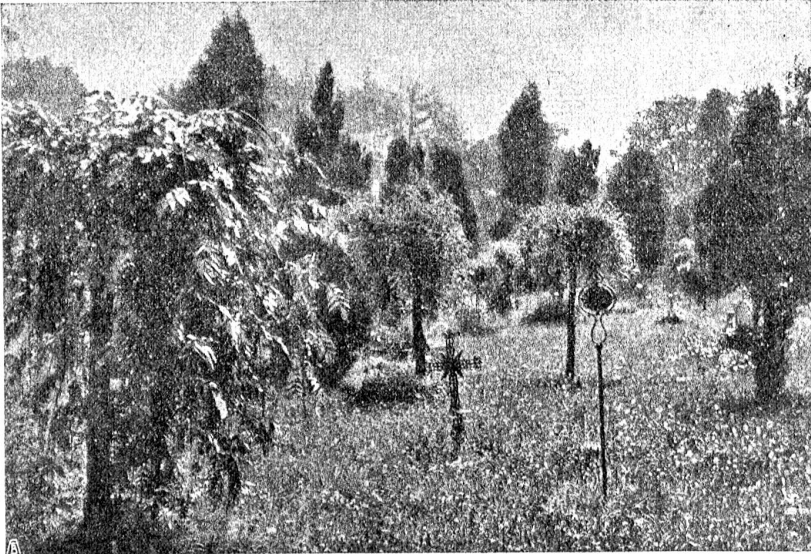
Aber das Tonspiel droben von der Orgel hatte aufgehört, und drüben an dem Altarbilde schwebten wieder die Engel zur Seiten des Gekreuzigten. Es war eine große Stille um mich her; nur da ich, um hinauszugehen, die Tür des Gestühltes öffnete, scholl es von meinen Tritten weithin durch das Schiff der Kirchen. Eilends rannte ich, erst an die Nord-, dann an die Turm-, dann an die Südertür, fand aber alle fest geschlossen, und alles Klopfen, so ich mit meinen Fäusten icht vollführte, schien an keines Menschen Ohr zu reichen. Da ich mich dann ratlos umwandte, fielen meine Blicke auf das große Epitaphium, das sich gegenüber an dem Pfeiler zeigt, bei dessen Fuße der alte Bürgermeister Regidius Herfort begraben lieget. Man hatte aber an selbigem vorgestellt, daß der Tod, als ein natürliches Gerippe ganz aus Holz geschnitzt, gleich einer ungeheueren Spinne an dem Konterfei des seligen Mannes heraufkriechet. Solches wollte mir anicht nicht eben wohl gefallen; denn durch die Schatten der vor den Fenstern wankenden Gezweige, so mit den Mondlichtern ihr Spiel darüber trieben, wollte mich fast bedünken, als ob das grimmig Anwesen mit dem Kopfe rucke und die spizen Knochenfinger an des Seligen Gesicht hinausstrecke. Da fuhr es mir gar noch durch den Sinn, selbiges könne auch wohl einmal abwärts an dem Pfeiler hinunterklettern oder sich gar umwenden und auf das nächste Gestühlte zuspringen. Wußte zwar, es sei das nur ein törichtes Phantasma, drückte mich aber doch längs dem Steige nach dem großen



Paderewsky, der berühmte polnische Musiker und gegenwärtige polnische Ministerpräsident, Führer der antideutschen bürgerlichen Nationalpartei. (Nach einem Gemälde von Charles Girton.)

Reiterbilde des Heiligen, fast unwillens wähnend, daß ich bei selbigem Schutz und Hülfe finden müsse. Freilich fiel mir bei, daß dies papistische Gedanken und das hölzern Standbild nur gleichsam als ein Symbolum zu betrachten sei, legte aber doch meine Hand um den gespornten Fuß des Ritters. Da vernahm ich, wie drüben in der Bordertür der große Schlüssel rasselte, und wollte schon dem Ausgang zuströmen, als ich die schwere Tür sich auftun, aber in selbigem Augenblick sich wieder schließen sahe. Darauf vermochte ich hier innen weder etwas zu sehen, noch eines Menschen Tritte zu vernehmen. Deuchte mir aber gleichwohl, daß etwas mit mir in der Kirchen sei, und icht, da ich mit beklommenem Odem lauschte, hörte ich es deutlich schnaufen und drunten durch den Quergang trotten. Zitternd setzte ich meinen Fuß auf den des Reiterbildes, um solcher Weise mich auf das hölzern Ross hinaufzuschwingen. Es mochte dabei einiges Geräusch erfolget sein; denn mit selbigem erscholl ein furchtbar dröhnend Geheul, und in weiten Sprüngen sahe ich einen schwarzen gar gewaltigen Hund gegen mich daherrennen. Aber schon stund ich oben auf dem Bug des Pferdes; die eine Hand hatte ich um des Ritters Hals geletet, mit der andern nach des harmherzigen Gottes Eingebung dessen Lanze herausgerissen, so nur lose durch den Handschuh steckte.

Da gab es einen Kampf zwischen einem vierzehnjährigen Buben und einer gar grimmig und starken Bestia. Mit funkelnden Augen sprang das Untier an mir auf, mit seinen Tacken riß es an meinem Schuhzeug, und ich sahe in den



Aus dem ehemaligen Rosengartenfriedhof in Bern. Laub- und Nadelhölzer in zwangloser Anordnung.

offenen Rachen mit der roten dampfenden Zunge; nur einer Spannen Weite brauchte es, so hatten die weißen Zähne, die gegen mich gefletschet waren, mich gefaßt und auf den Grund gerissen. Aber ich wehrte mich meines Leibes und stach dem Untier mit meiner Lanze in sein zottig Fell, daß es mehrmals heulend auf die Seite flog.

Mir ist nicht bewußt, daß ich in solcher Not der Menschen Hilfe angerufen, nur ein stumm und heiß Gebet zu Gott und seinen Engeln stieg aus meiner Brust; auch meiner lieben Eltern gedachte ich, wenn sie mich hier an Gottes Altar so elendiglich zerrissen finden sollten. Denn da das Tier unter heiserem Geschnaufe allzeit aufs neue gegen mich sprang, so sah ich wohl, daß ich aufs leht ihm doch zur Beute werden mußte. Schon begunnten die Sinne mir zu schwinden, und war mir, als sei es nun nicht mehr der Hund, sondern der Tod selber sei von dem Epitapho herabgeflommen und von einem der Gestülkte auf mich zugesprungen. Schon packten die knöchern Hände meine Lanze, da vernahm ich drunten in der Kirchen ein Rufen und Getöse, und wurde mir allzugleich, als flöge oben von dem Kreuzifix der eine Engel wiederum zu mir herab und riße mit seinen Armen den grimmen Tod von meinem jungen Leibe.

„Türk, Türk, du Mordshund!“ hörte ich eine kleine tapfere Stimme unter mir, und als ich schwindelnd niederbläkte, sah ich hart an dem rauhen Kopf des Untiers ein gar lieblich Angesicht, das mit zwei dunklen Augen angstvoll zu mir emporstarrte. Wohl strebte das Untier noch mit Gewinsel zu mir auf; aber zwei braune Nermchen hatten sich um seinen Hals geklammert und ließen es nicht los; auch leckte des Tieres Zunge ein paar-mal wie lieblosend nach dem schönen Antlitz hin. Das alles gewahrte ich gleichsam mit einem Blick, da der Mond noch hell durch die Kirchenfenster leuchtete. Noch hörte ich

eine Männerstimme rufen: „Ein Kind, ein Knabe, des Pastors Sohn aus Schweslen!“, dann vergingen mir die Sinne, und ich stürzte von dem hölzernen Kof herab.

(Fortsetzung folgt.)

Der alte und der neue „Rosengarten“ in Bern.

Wer den „Margauerstalden“ heraufkommend rechts in die Laubekstraße einschwenkt, läuft eine geraume Strecke einer hohen Mauer entlang, bis er plötzlich vor einem hohen Gartentore steht. Vordem war dieses Tor zumeist geschlossen; der Neugierige schaute zwischen den hohen Gitterstäben hindurch in eine grüne Baum- und Gebüschwildnis. Zur Sommerszeit blühten dort die wilden Rosen und ein buntpfarbiger Wiesenteppich lockte die Herzen und Händchen der Kinder, die da ver-langend am Tore standen. Die hochstämmigen Baumalleen, die den Garten kreuzweise durchschnitten, gaben diesem ein würdiges und herrschaftliches Aussehen, und hätten nicht verwitterte Grabsteine und vom Rost zerfressene schiefe Eisenkreuze zwischen den Trauerweiden und Zypressen den alten Begräbnisplatz erkennen lassen, man hätte an den verbotenen Paradiesesgarten gedacht. Sonntags indessen war die „Rosengarten-Promenade“ dem Publikum geöffnet, und man konnte sich die Anlage von innen ansehen. In dem Maße aber, wie die alten Grabstätten die gehobene Stimmung der Lustwandelnden dämpften, hemmten taunasse Gebüsch und feuchte Wege seine Schritte, und eine „Promenade“ im eigentlichen Sinne des Wortes war der „Rosengarten“ nicht. Es wäre aber eine Verfündigung am guten alten Bernergeiste gewesen, wenn der verlassene Friedhof nicht dazu umgewandelt worden wäre durch die Hand des Stadtgärtners. Denn es ist wohl im Sinn und Geist jener Männer des alten Bern gehandelt, die zum Genusse der künftigen Geschlechter die Umgebung der Stadt durch die weitläufigen und kostspieligen Baumanlagen so reizvoll gestalteten, wenn auch die ehrwürdigen gewaltigen Ulmen- und Ahornreihen des ehemaligen „Rosengartens“ erhalten blieben und für die Verschönerung der Stadt nutzbar gemacht wurden.



Aus dem ehemaligen Rosengartenfriedhof in Bern.